

NARRATIVE IDENTITÄT

»Auf die Frage ›wer?‹ antworten, heißt [...] die Geschichte eines Lebens erzählen«
(Paul Ricoeur 1991, S. 395).

Für Brednich (1990, S. 7) gehört das Erzählen von Geschichten und Erlebnissen zu den elementarsten Bedürfnissen des Menschen. Und Ranke (1978, S. 40ff., S. 268) bekräftigt diesen Anspruch, indem er dem »Homo sapiens«, dem »Homo faber« und dem »Homo ludens« den »Homo narrans« gegenüberstellt. Neben dem bewussten Erzählen von Geschichten wird jedoch auch ein großer unausgesprochener Teil unserer Erfahrungen narrativ verarbeitet (vgl. Linde 1993; Boothe et al. 1998). Die *narrative Psychologie* (Sarbin 1986; Gergen & Gergen 1988 et al.; Bruner 1990 et al.) geht davon aus, dass sich weite Bereiche des menschlichen Handelns und Erlebens als erzählende Prozesse verstehen und mittels der Narration beschreiben lassen (eine ausführliche Übersicht zur Entwicklung des narrativen Paradigmas als wissenschafts-philosophischen Diskurs-*Stil* liefern Brockmeier & Harré 2005). Allerdings muss auch ein narratives Konzept der »Multiphrenie« (Gergen) postmoderner Identität(en) gerecht werden. Komplexe Phänomene wie autobiographische Erinnerungen, Identität oder die Lebensgeschichte lassen sich nicht in *einer* Geschichte erfassen, »sei sie auch noch so ausführlich und umfassend erzählt« (vgl. Brockmeier & Harré 2005, S. 43). Brockmeier & Harré (2005, S. 39) gehen im Anschluss an Leitch (1986) weiterhin nicht davon aus, dass es eine »narrative Ontologie« gibt. Demzufolge gibt es auch keine verbindlichen Merkmale eines Standardtyps »Erzählung«.

Für den Identitätsdiskurs stellt sich grundlegend die Frage, wie wörtlich das Narrative gelesen werden kann. Handelt es sich um eine »root metaphor« (vgl. Sarbin 1986a) oder verstehen und konstruieren Individuen ihr Leben tatsächlich *als* Geschichte? Folgt man Hardy (1968, S. 5), erzählen wir immer, ob bewusst oder unbewusst: »Wir träumen narrativ, tagträumen narrativ, erinnern, antizipieren, hoffen, verzweifeln, glauben, zweifeln, planen, revidieren, kritisieren, konstruieren, klat-schen, hassen und lieben in narrativer Form.« Ihre Position liefert die stärkst mögliche Positionierung innerhalb des narrativen Paradigmas. Mittlerweile hat die »Massivität der narrativen Selbstproduktion« (Kaufmann 2005, S. 160) jedoch auch erhebliche Verständigungsschwierigkeiten für den Diskurs nach sich gezogen. Kaufmann hält es daher für notwendig die Diskursteilnehmer darauf hinzuweisen, dass die Erzählung nur *eine* Form der Identitätskonstruktion unter anderen ist. Er verweist den Diskurs auf seine eigene Diskursivität zurück: »Der erste Fehler also, der nicht begangen werden darf: zu glauben, dass die Lebenserzählung die Lebensrealität getreu wiedergibt« (ebd.).

Eine weitere Positionierungsmöglichkeit innerhalb des narrativen Paradigmas ergibt sich im Hinblick auf die Funktion. Haben Geschichten für Personen eine »Identitätspräsentationsfunktion« (Lübbe 1996) oder eine »Identitätsproduktionsfunktion« (Meuter 1995, S. 247)?

Wie die einzelnen Diskursteilnehmer ihre Beiträge zum narrativen Paradigma formulieren, hängt weiterhin davon ab, wie stark sie die Funktion einer individuellen Autorenschaft bewerten. Folgt man Lübbe und Schapp (nach Meuter 1995, S. 257) sind wir in Geschichten verstrickt und finden uns eher darin vor, als dass wir sie selbst entwerfen. Fachliche Positionen in dieser Richtung sehen den Autor lediglich als »Referenzsubjekt« (Lübbe 1982, S. 627) seiner Geschichte, als Darsteller auf einer Bühne, die er sich nicht selbst eingerichtet hat (vgl. MacIntyre 1987, S. 285). Identität wird im Anschluss an diese Positionen durch soziale Zwänge, symbolische Erwartungen und erzähltechnische Anforderungen determiniert. Der gegenüberliegende Pol des Diskurses ist die Annahme einer Autorenschaft, die sich zwar an sprachliche Regeln halten muss um lesbar zu bleiben, in ihrer inhaltlichen Ausformung jedoch weitgehend frei ist.

Um dem argumentativen Spannungsfeld zwischen Autonomie und Fremdbestimmung fruchtbar entgegenzuwirken, hat Meuter im Anschluss an Carr (1986) die literaturwissenschaftliche Differenzierung von Autor und Erzähler in den Diskurs transportiert:

»So kenne der Erzähler bis zu einem gewissen Grad die Geschichte, er wisse in der Regel mehr als die anderen Figuren, die in *seiner* Geschichte auftau-

chen, aber auch er sei in seine eigene Geschichte in dem Sinne verstrickt, dass er den *Fortgang* der wirklichen Handlung nicht vollständig bestimmen könne. Der Erzähler kann über seine Geschichte nicht in dem Maße autonom verfügen, wie es der Autor kann« (Meuter, 1995, S. 259 im Anschluss an Carr 1986).

Eine kritische Position im narrativen Diskurs beziehen Van Langenhove und Harré (1993). Mit der Übertragung der *positioning theory* (Davies & Harré 1990, Harré & Van Langenhove 1991) auf die autobiographische Konstruktion von Identität, verweisen sie auch auf deren unterschiedliche Modi: »But if the self is to be taken as a narrative, then the question arises what kind of narrative it is, a literary or an oral one?« (Van Langenhove & Harré 1993, S. 93). In einem Diskurs, der das Konzept einer narrativen Konstruktion von Identität mittlerweile förmlich adaptiert hat, ist es notwendig geworden die Ausgangspunkte seiner Orientierung zu reflektieren. Van Langenhove & Harré (1993) erinnern mit ihrer Retrospektive an die methodologische Herkunft des narrativen Konzeptes (Literaturkritik, Semiotik, Geschichtswissenschaft) und verweisen darauf, dass Positionen wie die von Gergen & Gergen (1988) die Frage nach der Art der Erzählung klar mit »a literary narrative« beantworten (vgl. Van Langenhove & Harré 1993, S. 93). Die Forschungen der *positioning theory* hingegen zeigen, dass die Positionierungen der Erzähler und die soziale Macht ihrer Erzählungen ebenso wichtig sind, wie der Modus der Konstruktion selbst (ebd.). Zumal Personen auch in Modi von Selbstpositionierungen eingebunden sind (vgl. dazu Harré & Van Langenhove 1991), die nicht durch literarische Handlungen modelliert werden (Van Langenhove & Harré 1993, S. 94).

Das Konzept der »narrativen Identität« beschreibt Identität als Prozess, der wesentlich in Erzählungen eingebettet ist. Es kann damit sowohl erklären, wie Subjekte ihre Person trotz der unzähligen situativen Einzelerfahrungen im Laufe ihrer Biographie als Sinnstruktur organisieren, als auch die Bedingungen, die eine sinnvolle Konstruktion aufweisen muss, beschreiben (eine zusammenfassende Beschreibung der wissenschaftstheoretischen Vorteile des narrativen Paradigmas liefert Kraus 2000, S. 241ff.). Doch gerade weil es ein »offenes«, »fließendes« und »flüchtiges« (Brockmeier & Harré 2005, S. 32) Konstrukt ist, steht seinem Vorteil – die mögliche Beschreibung sprachlicher, psychologischer, sozialer und kultureller Prozesse ausgehend von einem Paradigma (a.a.O., S. 33) – der Nachteil gegenüber, die Diskursteilnehmer zu weitreichenden »Narratisierungen« zu verführen und dadurch von weiteren inhaltlichen Präzisierungen abzulenken. Identität verstehen zu wollen

bleibt ein herausforderndes Projekt, selbst wenn es unter narrativen Vorzeichen begangen wird.

Identität zwischen sprachlichen Regeln, Konventionen und Erwartungen

Aus philosophischer Perspektive stellt sich die Frage, ob Identität auch ohne öffentliche Sprache und Regeln möglich ist? Immerhin wäre es denkbar, dass die intrapsychische Diskussion der Identität eine ganz eigene Sprache spricht. In diesem Zusammenhang sei an einen philosophischen Diskurs erinnert, der 1953 (posthum) von Ludwig Wittgenstein angestoßen wurde: *Das Privatsprachen-Argument* ist Teil der *philosophischen Untersuchungen* (Wittgenstein 1984, ab § 243) und als Kritik am cartesianischen Dualismus zu verstehen. Wenn die innere geistige Welt (*res cogitans*), wie bei Descartes (1986), soviel verlässlicher ist als die äußere (*res extensa*), liegt es nahe über eine private Sprache, d.h. eine Sprache, deren Wörter »sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann [...]« (Wittgenstein a.a.O., S. 356) nachzudenken. Wittgenstein expliziert seine Gedanken dazu an der Empfindungssprache und dort spezifisch am Beispiel der Schmerzen. Wir können nun Wittgensteins Frage in den Identitätsdiskurs transponieren – zumal es keine Empfindung zu geben scheint, die privater ist, als das Gefühl von Identität – und fragen: Kann ein anderer überhaupt verstehen was ich meine, wenn ich sage »Ich empfinde Identität«? Und für den Fall, dass die Antwort negativ ausfällt: Können wir uns dann überhaupt sinnvoll über Identität unterhalten? In einer wahren Privatsprache ist das Geäußerte nur dem Erzähler zugänglich. Das Privatsprachen-Argument fragt also in erster Linie nach der Vermittelbarkeit privater Empfindungen. Der wittgensteinsche Diskurs führt in der Diskussion an einen Punkt, an dem man sich entscheiden muss, ob Sprache per definitionem unauflöslich mit »Öffentlichkeit« verbunden ist oder ob es auch eine nicht-öffentliche Sprache geben kann (vgl. Blume 2002, S. 111). An diese Frage knüpft bereits das *Regelfolgen-Argument* an, zu dem sich die philosophischen Diskursteilnehmer ebenfalls positionieren müssen: »Kann man auch als Einzelner einer Regel folgen? Oder ist Regelbefolgung unauflöslich an die Existenz eines intersubjektiven Kontrollgremiums geknüpft?« (ebd.).¹

1 Weiterführend zu diesem Diskurs siehe Schroeder (1998) und Blume (2002).

Der psychologische Identitätsdiskurs geht – indem er die philosophische Debatte abkürzt – davon aus, dass narrative Identität nicht ohne vermittelbare Konventionen des Erzählens konstruiert werden kann. Echte *Selbst*interpretationen sind aus seiner Perspektive »eine nahezu ebenso widersinnige Vorstellung wie die Idee eine Privatsprache« (Bauman 1994, S. 293ff. zit. in Kraus 2000, S. 238). Denn Erzählungen sind, egal wie individuell und situationsspezifisch sie auch sein mögen, immer »kulturell geerdet« (Brockmeier & Harré 2005, S. 38) und schon daher in ihrer »Privatheit« eingeengt. Im Fall der narrativen Identität geht es ergo weniger um die Frage »Vermittelbar oder nicht?«, als vielmehr darum, unter welchen *Bedingungen* autobiographisches Erzählen geschieht und welche Auswirkungen diese Bedingungen auf die Konstruktion von Identität haben.²

Die gegenwärtige Erzählforschung liefert einen wichtigen Beitrag, wenn es darum geht, verstehen zu wollen, wie narrative Identität über sprachliche Regeln, Konventionen und Erwartungen konstruiert wird. Da die meisten Forschungsergebnisse allerdings Erzählsituationen entwichen sind, die eine autobiographische Reflexion durch narrative Interviews bewusst motiviert haben, können sie nur bedingt auf den unbewussten Prozess alltäglicher Identitätsarbeit übertragen werden. Meuter (1995, S. 260) weist in diesem Zusammenhang zudem darauf hin, dass explizite Selbstthematisierungen von Identität eine extreme Ausnahme-situation sind und die Diskussion der Identität deswegen nicht auf sie reduziert werden darf. Mit dem Bewusstsein dieser Relativierung können die folgenden Ergebnisse aus der Erzählforschung als »Zugang zu subjektiven Erfahrungen, Welten und Lebensgeschichten« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 20) gelesen werden.

Das Erzählen persönlicher Geschichten hat viele Funktionen. Je nach Kontext dient es mehr zur Information (zum Informationsaustausch), zur Unterhaltung, zur Begründung, zur Rechtfertigung, dazu Verbündete zu schaffen oder dazu »uns unserer Kommunikationspartner und schließlich auch unserer Selbst zu vergewissern« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 20). Der letzte Aspekt betont bereits den autoepistemischen Gewinn, den eine explizite Selbstnarration mit sich bringen kann:

»Im Erzählen kann [der Erzähler] sich zugleich darstellen und über sich reflektieren, er erarbeitet sich Bilder und Konzepte seiner Erfahrungen und seiner Person und lässt sie auf sich wirken. Indem er sich als handelnder, fühlender

2 Autobiographisches Erzählen wird hier im Anschluss an Linde (1993) und Lucius-Hoene & Deppermann (2004) als Erzählen von »Selbsterlebtem, das über die Erzählsituation hinaus biographische Bedeutung hat« (a.a.O., S. 20) verstanden.

und erlebender Mensch zum Ausdruck bringt, nimmt er auch zu sich Stellung, er interpretiert und bewertet sich, differenziert und vergleicht seine Erfahrungen und Erinnerungen. Damit vergewissert er sich seiner selbst und treibt gleichzeitig seine Selbsterkenntnis voran« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 67).

Ein Beispiel für einen derartigen Erkenntnismoment liefert das Interview mit Martha M., das für diese Arbeit geführt wurde (vgl. Kapitel 3):

»Aber ich finde die Fragen total interessant, weil ich hab mir darüber lange keine Rechenschaft abgelegt, wie sehr mich das beeinflusst hat, beziehungsweise, wie sehr es mein Interesse sozusagen aufgegriffen hat und dann, dass das bis heute mein Leben im Grunde bestimmt oder – bestimmt ist überzogen aber beschäftigt, sehr beschäftigt« (Martha M.).

Im Besonderen beeinflussen der *Kontext*, spezifisch die *institutionellen Merkmale* der Erzählsituation, die damit verbundenen *Erzählkonventionen*, die *kommunikativen Ziele* der Erzählung und die *Erwartungen* der ZuhörerIn(nen) die Gestaltung der autobiographischen Erzählung (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 32ff.). Es macht einen Unterschied, ob wir in einem therapeutischen Setting, unter Freunden oder vor Gericht erzählen. In jeder Situation werden wir unsere persönliche Geschichte anders gestalten, sie anders arrangieren, an unseren eigenen Bedürfnissen ausrichten und sie auf die Erwartungen unserer ZuhörerInnen hin modellieren. Genau genommen sind wir nach einem therapeutischen Erstgespräch schon nicht mehr der, der wir vorher waren. Im Kontrast dazu stellt Ernst (2000, S. 27ff.) gerade Erzählungen, die lange stabil und auf einem bestimmten Befindlichkeitsniveau verlaufen, die Disposition zur Behandlungsbedürftigkeit nahe. In einer Gesellschaft, die von ihren Subjekten Flexibilität erwartet, scheint »Stabilität« eben zunehmend zur widersprüchlichen Erfahrung zu werden.

Gemäß dem interaktionistischen Paradigma wird der Zuhörer weiterhin zum *Co-Autor* unserer Geschichte und der dialogischen Dynamik entsprechend werden wir zum Co-Autor der Geschichte unseres Gegenübers. Diese wechselseitige Autorenschaft ergänzt das Repertoire an Geschichten, die wir in der Gesellschaft bereits vorfinden und an die wir unsere individuellen Narrationen »ankoppeln« (Kraus 2000, S. 184). Und sie tut dies in besonderer Weise über die »Zugzwänge« (Kallmeyer und Schütze 1977) des Erzählens:

Die *inhaltlichen Zugzwänge* werden von Schütze (1984) als »kognitive Figuren« beschrieben, die den Erzähler dazu anhalten sich selbst als Biographieträger einzuführen, Ort, Zeit und situative Umstände an-

zugeben, das Geschehen in eine Welt mit bestimmten Eigenschaften und Regeln einzubetten und die Relevanz der Erzählung durch eine sinnvolle Einordnung in einen größeren Erzählzusammenhang transparent zu machen (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 35).

Zusätzlich zu den inhaltlichen Zugzwängen skizzieren Lucius-Hoene und Deppermann (a.a.O., S. 36) ein »dynamisches Ordnungsprinzip«. Sobald die Erzählung eröffnet ist, muss sich die Darstellung an *Zwängen zur Kondensierung, Detaillierung und Gestaltschließung* abarbeiten (nach Kallmeyer 1981; Kallmeyer & Schütze 1977; Schütze 1982, 1984):

Der Kondensierungszwang fordert vom Erzähler, seine Erinnerungen (m. E. auch seine Zukunftsentwürfe) aus »darstellungsökonomischen Gründen« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 36) auf das Wesentliche zu beschränken; Oder um es mit einem postmodernen Ausdruck zu formulieren: Auf das Maximum zu reduzieren. Der *Detaillierungszwang* hält ihn ergänzend dazu an »plausible Verknüpfungen zwischen den Ereignissen und Erzählstücken, sowie relevante Hintergrundinformationen zu liefern« (ebd.). Darüber hinaus erwartet das Prinzip der *Gestaltschließung* die Herstellung eines Gesamtzusammenhangs, der sowohl die sachliche, als auch die logische Funktion der einzelnen Elemente für die Bedeutung der persönlichen Geschichte transparent macht.

Auch Keupp et al. (2002, S. 229) formulieren, im Anschluss an Gergen & Gergen (1988, S. 20ff.), fünf notwendige Regeln für die sprachliche Verhandlung von Identität: Sinnstiftender Endpunkt, Einengung auf relevante Ereignisse, narrative Ordnung der Ereignisse, Herstellung von Kausalverbindungen und die Setzung von Grenzzeichen. Ihre Ausführungen stellen jedoch zusätzlich heraus, dass die Zugzwänge des Erzählens vorrangig im Kontext der biographischen »Kernnarration« betrachtet werden müssen. Jene »Ideologie von sich selbst« (Keupp et al. a.a.O.) mittels deren Subjekte versuchen »sich und [ihrem] Leben einen – anderen mitteilbaren – Sinn zu geben« (ebd.).

Die oben dargestellten Aspekte verweisen auf die Bedingungen (Zugzwänge), aber auch auf die Chancen (Erkenntnisgewinn), die mit autobiographischem Erzählen verbunden sind. Eine wohlgeformte Selbstnarration, die den genannten narrationstechnischen Anforderungen weitgehend entspricht, wird in der Praxis jedoch nur annähernd zu finden sein. Für den Diskurs hat die Diskussion von Erzählkonventionen jedoch insofern eine besondere Bedeutung, als sich an ihnen die mit den gesellschaftlichen Veränderungen einhergehenden Herausforderungen verdeutlichen lassen. Je mehr Subjekte ihre Identität aus verschiedenen Teilprojekten realisieren, umso schwieriger wird es für sie, dem Prinzip der Gestaltschließung gerecht zu werden. Die Herausforderung wird zu-

sätzlich dadurch verstärkt, dass sich die Erzähler zunehmend in einer Landschaft widersprüchlicher Narrationsangebote bewegen. Wenn sie ihre Geschichte in Richtung einer sozialer Anerkennung erzählen wollen, müssen sie nicht nur aus diesen Angeboten wählen, sondern die Wahl auch im Hinblick auf ihre bisherige Geschichte und in Vorwegnahme erwarteter Etappenziele begründen. Eine Begründung, die indirekt schon deswegen erwartet wird, weil andere Erzähler mit ähnlichen Themen, aber auf ganz anderen Wegen, ebenso stimmige Geschichten erreichen.

Narrative Kontinuität: Identität als Erinnerung, Entwurf und Projekt

»Das als dauerhaft anzusehen, was nur
vergänglich ist, gleicht der Verblendung
eines Narren« (Kalu Rinpoche).

Ziemke (2005, S. 14) geht davon aus, dass man von der Geburt bis zum Tod der Selbe ist, ohne der Gleiche zu bleiben. Diese Vorstellung bringt ein Konzept von Identität zum Ausdruck, das sowohl auf Kontinuität, als auch auf Veränderung verweist. Die Erinnerung stellt eine sinnvolle Verbindung zwischen beiden Erfahrungen her. Dadurch, dass sie die vorangehenden Episoden und Kapitel der Lebensgeschichte für die Gegenwart zugänglich macht, ermöglicht sie dem Erzähler an vorherige Erzählstränge anzuschließen und dadurch Kontinuität zu erfahren.³ Da Erinnerung das Vergangene gleichzeitig aber nie so abbildet, wie es erlebt wurde, ist sie auch Teil einer konstruktiven Veränderung (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 30). Wobei Bearbeitungen jeweils der Bewältigung und Adaption unserer Erinnerungen an aktuelle Bedürfnisse und Konzepte dienen (vgl. a.a.O. im Anschluss an Spence 1982 und Niemeyer & Metzler 1994). Erinnerung ist ein selektiver, konstruktiver und aktiver Prozess, der wesentlich die Sinnhaftigkeit unserer Existenz bestimmt (vgl. Keiner et al. 2000). Und das nicht zuletzt deswegen, weil Erinnerungen auch dazu beitragen soziale Beziehungen zu stabilisieren (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 30).

Sacks (2003) vertritt, ausgehend von seinen weitreichenden klinischen Erfahrungen mit neurologischen Phänomenen, eine enge Leseart

3 Explizit als zentrales Kriterium für die Diskussion diachroner Identität wurde die Erinnerung zum ersten Mal bei Locke (1694; hier 1981) formuliert. Die wichtigsten philosophischen Beiträge im Anschluss daran finden sich in Quante (1999).

von narrativer Identität, die das Erinnerungsvermögen für die Konstruktion von Identität in den Mittelpunkt stellt:

»Denn jeder von uns *ist* eine Biographie, eine Geschichte. Jeder Mensch *ist* eine einzigartige Erzählung, die fortwährend und unbewusst durch ihn und in ihm entsteht – durch seine Wahrnehmungen, seine Gefühle, seine Gedanken, seine Handlungen und nicht zuletzt durch das, was er sagt, durch seine in Worte gefasste Geschichte. Biologisch und physiologisch unterscheiden wir uns nicht sehr voneinander – historisch jedoch, als gelebte Erzählung, ist jeder von uns einzigartig. Um wir selbst zu sein, müssen wir uns selbst *haben*; wir müssen unsere Lebensgeschichte besitzen oder sie, wenn nötig, wieder in Besitz nehmen. Wir müssen uns er-innern – an unsere innere Geschichte, an uns selbst« (a.a.O., S. 154).

Der *perspektivische Blick* von Subjekten lässt sich über Identitätsentwürfe und -projekte näher beschreiben. Narrative Identität im Anschluss an Harré (1983) als *Projekt* zu diskutieren, macht es möglich, die Zukunftsbezogenheit von Identität zu formulieren und gleichzeitig die Bedeutung der Retrospektive mitzulesen. Denn »durch Handlung intendierte Zukunft gibt der Gegenwart und der Vergangenheit eine Bestimmung. Sie stellt ein immer wieder neues Lesen von Vergangenheit und Gegenwart dar« (Kraus 2000, S. 165). Die Reflexion vergangener und gegenwärtiger Erzähllinien ist Identitätsprojekten schon deshalb inhärent, weil die Anerkennung des Projektes auch von der Passung zur Gesamtgeschichte abhängig ist. In diesem Kontext haben die o.g. Zugzwänge autobiographischen Erzählens für Projekte eine größere Bedeutung, als für Identitätsentwürfe, die durchaus utopische Erzählungen repräsentieren können (vgl. Keupp et al. 2002, S. 194).

Aus der Sicht einer dekonstruktivistischen Perspektive zeigen Identitätsprojekte weiterhin nicht nur an, wo sich ein Subjekt hinerzählen will, sondern auch von welchen Lebenskonzepten es sich wegerzählen möchte. Der ihnen im Kontrast zu Identitätsentwürfen zugeschriebene »Beschlusscharakter« (ebd.) unterstreicht die Bedeutung, der damit einhergehenden Positionierungsversuche. Die Betonung liegt hier bewusst auf Versuche, weil die Formulierung von Identitätsprojekten an einen Erzählkontext geknüpft ist, der dem Subjekt bereits ein hohes Maß an Autonomie zuschreibt (vgl. Kraus 2000, S. 156).

Die Diskussion um Identitätsprojekte ist im Weiteren eng mit der Frage nach der *Teleologie* verknüpft. So spricht Carr (paraphrasiert bei Meuter 1995, S. 253) von »Larger-scale-Projekten« wie Familiengründung, Karrierestreben, Musikliebhaberei etc., die durchaus miteinander verwickelt sein können, »hinter denen sich aber kein ›Superprojekt«

verbirgt«. Carr zufolge laufen die vielen einzelnen Lebensprojekte parallel ohne auf eine übergeordnete Zielstruktur hinzusteuern. Lübke (1982) geht noch einen Schritt weiter, indem er Geschichten jegliche zielgerichtete Struktur abschreibt. Geschichten hätten kein Ziel, sondern lediglich ein Ende (vgl. a.a.O., S. 627). Teleologische Strukturen in Geschichten sind für ihn lediglich eine »nicht-intendierte Nebenwirkung« (a.a.O., S. 657). Für Ernst (2000, S. 27ff.) wiederum verlieren Geschichten ihren Sinn, wenn sie »zu nichts führen« oder sich in belanglosen Details verlieren.⁴

Meuter nimmt auch in der Frage der Teleologie eine mediale Position ein. Für ihn besitzt jede Geschichte »in irgendeiner Weise eine asymmetrische, also eine gerichtete und damit (in einem schwachen Sinne) eine teleologische Struktur, wie immer unbestimmt man ihr *télos* auch bestimmen muss« (a.a.O., S. 236). Unbeantwortet hingegen bleibt bei Meuter die Frage, welche Funktion zukunftsorientierte Narrationen für die Identitätsarbeit haben. Kraus liefert diesen Anspruch nach:

»Identitätsbildung ist ein strategisches Geschehen, das kohärenzorientiert Identitätszukünfte anpeilt, und das nicht, um sie zu erreichen, sondern um die Bewegungskoordination der in einer kohärenzorientierten Beziehung stehenden Teile des Selbst zu erleichtern« (Kraus 2000, S. 183).

Da sich gesellschaftliche Erzählangebote sehr schnell wandeln, muss auch das Subjekt seine Zukunftsperspektiven flexibel gestalten. Denn »Zukunft« wie sie im Subjekt repräsentiert ist, hängt »wesentlich davon ab, wie sie in der Gesellschaft präsent ist« (ebd.). Mit dem Begriff des »Projekts« wird eine dynamische Interaktion zwischen dem handelnden Subjekt, seiner antizipierten Zukunft und gesellschaftlichen Angeboten beschrieben, die Erwartungen flexibel verwaltet. Die Narration ordnet die damit verbundenen Erfahrungen. Allerdings wird auch die Zukunftsgeschichte einer Person erst dann plausibel, wenn sie die Grundoperationen der *Segmentierung*, der *Selektion*, der *Linearisierung* und der *Bedeutungszuweisung* berücksichtigt (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 21).

4 Ernst verweist in diesem Kontext darauf, dass Geschichten von weiblichen Erzählern mehr Pointen und »nichtzielführendes« Detailmaterial enthalten, als die von Männern. Bestätigt die Forschung hier ein Cliché oder produziert sie eins?

Kohärenz: Verlusterfahrung der Moderne?

»Nichts ist für ihn fest. Alles ist verwandlungsfähig, Teil in einem Ganzen, in unzähligen Ganzen, die vermutlich zu einem Überganzen gehören, das er aber nicht im geringsten kennt« (Walter zu Clarisse über Ulrich, den Mann ohne Eigenschaften in Musils gleichnamigem Roman 1957, S. 66).

Folgt man Musil, muss also vor allem die »Verwandlungsfähigkeit« (siehe Zitat) als Frühsymptom der »liquiden Moderne« (vgl. Bauman 2000) betrachtet werden. Im Idealfall ist damit die Möglichkeit verbunden, sich in der Welt neu einzurichten. Im Extremfall führt sie, wie bei Ulrich, der Hauptfigur in Musils Roman, aus Verunsicherung zur Vermeidung von Festlegungen. Er ließ sogar sein Haus – also symbolisch gesprochen sein Selbst – von *den Anderen* einrichten.⁵ Berger (1994, S. 120) zufolge wird der Mann ohne Eigenschaften jedoch gerade wegen seines Nicht-Festhaltens an Dingen auch zum Mann *aller* Möglichkeiten. Und in dieser Hinsicht gleicht er dem *musilschen Variationskreisel* mehr, als den kohärenten Erzählungen seiner Vorfahren.⁶

Da sich das moderne Individuum gerade »durch seine Unabgeschlossenheit, seine Wandelbarkeit oder, wenn man so weit gehen möchte, durch ein hohes Maß an Freiheit« (Berger ebd.) von den Individuen vormoderner Gesellschaften unterscheidet, erweist sich ein – wie auch immer formulierter – Kohärenzanspruch schon in seinem Ansatz als problematisch. Für das multiple Selbst der Spätmoderne, das seine Identität aus zunehmend widersprüchlich strukturierten Narrationsangeboten und verschiedenen Teilidentitäten (vgl. Bilden 1997, Keupp et al. 2002, S. 218ff., Kraus 2000, S. 130ff.) realisiert, stellt ein derartiger Anspruch bereits eine »einengende bzw. unmögliche Leistung zur Identitätssicherung« (Kraus 2000, S. 27) dar.

Während MacIntyre (1997) et al. zum Thema Kohärenz bereits die Scheidung eingereicht haben, weil die fortgeschrittene Segmentierung die Aussicht auf eine sinnvolle Beziehung zerrüttet hat, sieht Schmid (1998, S. 252) noch das Potenzial, »dass auch die Gebrochenheit und

5 »Die symbolische Bedeutung des Hauses kann [...] als Ausdruck der eigenen Person gelten [...]. Es kann den Patienten darstellen, wie er sich selbst sieht oder wie er im Sinne eines idealen Selbstbildes sein möchte. Entsprechend den verschiedenen Teilen der Wohnsphäre kann ein imaginiertes Haus auch Aufschluss über unbewusste (Trieb-)Tendenzen geben, beziehungsweise Einstellungen zu den Antriebsbereichen widerspiegeln« (Leuner 2003, S. 91). Zur Metapher des »Hauses« im Identitätsdiskurs siehe auch Keupp (2002).

6 Musil hat den Variationskreisel für Experimente zur Farbwahrnehmung erfunden.

Unsicherheit noch ein Bezugsfeld haben kann, und weder ins Leere noch zur Selbstausslöschung führen muss.« Schmid (a.a.O., S. 253) scheint den Subjekten im Hinblick auf die Herausbildung einer Kohärenz noch eine gewisse Ambivalenzfähigkeit zuzutrauen, wenn er im Anschluss an Montaigne das postmoderne Credo formuliert: »*Ich bin meine Widersprüche*« (ebd.).⁷ Schmid nimmt diese Widersprüche ernst, hält jedoch an der Herstellung der Kohärenz als »Kunst der Disposition« (ebd.) fest. Er skizziert das Konzept einer »fragmentarischen Kohärenz«, »die so unvollendet bleibt, wie das zugehörige Subjekt notorisch unvollkommen ist« (ebd.).

Schmid ist sich bewusst, dass das Subjekt der Postmoderne der grundlegenden Sorge gegenübersteht »sich selbst nicht gänzlich zu verlieren« (a.a.O., S. 252). Trotzdem hält er an der Möglichkeit der Kohärenz als Erfahrung »unterhalb der strengen Einheit, aber weit oberhalb der bloßen Beliebigkeit« (a.a.O., S. 251) fest. Mit letzterer Aussage wird dann auch einsichtig, warum Schmid die Diskussion um Kohärenz nach wie vor als wesentlichen Bestandteil postmoderner Gesellschaftstheorie markiert. Denn der Raum zwischen beengender Einheit und bloßer Beliebigkeit, in dem Schmid die Kohärenzerfahrung verortet, ist auch der Raum, in dem sich wesentlich die Positionierungsversuche eines *moralischen* Subjekts bewegen. Das ideale Subjekt der Postmoderne lässt sich weder von einheitsversprechenden Lösungen »regressiver Narrationsangebote« faszinieren, noch fällt es in die Beliebigkeit hedonistischer Freigeister, denen der Anspruch einer »ästhetischen Ethik« (vgl. S. 28) nur als wiederkehrende Einengung ihrer so kostbar errungenen Freiheit erscheint.

Eine weitere Möglichkeit auf das Konzept der Kohärenz nicht gänzlich verzichten zu müssen, bestünde darin, die Perspektive nach außen zu verlagern: »Kohärenz als das Herstellen von inneren Bezügen der Werke oder einer zeitlichen Ordnung wird [dann] nicht mehr vom Subjekt gestiftet, sondern ganz dem Betrachter überlassen« (Kraus 2000, S. 31).⁸ Schon bei Mead (1968; als Verweis in Berger 1994, S. 122) findet sich die Beobachtung, dass die Anderen einen meistens kohärenter erleben, als man sich selbst. Es gibt jedoch gute Gründe, die Frage der Kohärenz als Diskursproblem nicht einfach zu externalisieren. Zum einen ist die Abarbeitung an ihr ein wesentlicher Teil postmoderner Formgebung. Die Aufgabe dieser Herausforderung würde bedeuten, Identität (erneut) zum Schicksalsakt zu erheben. Zum anderen ist die Vorstellung

7 »Alle Widersprüche finden sich in mir« (Montaigne).

8 Die Äußerung von Kraus bezieht sich hier auf die Interpretation des Kunstwerks »Ogetti in Meno« (dt. »Minus-Objekte«) von Michelangelo Pistoletto.

einer Autorenschaft untrennbar mit der subjektiven Herstellung einer Gestaltschließung – die ja den Kohärenzanspruch auf sprachlicher Ebene repräsentiert – verbunden. Das Konzept einer »narrativen Identität« müsste sich auf die Beschreibung von *Rezeptions*prozessen beschränken, wenn Subjekte diese zentrale Aufgabe des Erzählens nicht mehr selbst erfüllen. Kraus (2000) schlägt deshalb folgende Definition vor:

»Kohärenz ist dann vorhanden, wenn es dem Subjekt möglich ist, sich in ein gesellschaftliches Formenpotenzial als Individuum hineinzuersählen, auch wenn die gewählte Form auf gesellschaftlicher Ebene eine von vielen gültigen sein mag« (Kraus a.a.O., S. 244).

Am »echtesten, sinnlichsten, lebendigsten« (ebd.) wirken für Kraus im Anschluss an seine empirischen Erhebungen diejenigen Erzählungen, die dieser Herausforderung zumindest tendenziell entsprechen. In diesem Zusammenhang verweist Kraus (ebd.) auf *drei mögliche Strategien der Identitätsarbeit*:

Im Anschluss an MacIntyre (1987): *Die bewusste, situative Wahl des Bezugsrahmens*; »Wer bei ›Adam und Eva‹ anfängt, muss mit dem ›jüngsten Gericht‹ aufhören« (Kraus a.a.O., S. 244). Diese Strategie stellt das Kernstück postmoderner Lebenskunst – die reflektierte Wahl – in den Mittelpunkt.

Im Anschluss an Carr (1986): *Die Parallelschaltung von Identitätsprojekten*. Eine Position, die ein bestimmtes teleologisches Konzept von narrativer Identität verfolgt, denn wer mehrere Projekte gleichzeitig laufen lässt, hat kein »großes Ziel«, sondern hält sich die Aussicht auf verschiedene Ausgänge offen.

Im Anschluss an McLaren (1993): *Die Auseinandersetzung mit Differenzen* oder der Versuch »sich in der Spannung der Oppositionen zu erzählen und nicht auf ihnen zu beharren« (Kraus a.a.O., S. 244). Eine Vorstellung, die früheren Konzepten von Kohärenz diametral gegenübersteht, denn Kohärenz wurde lange Zeit mit dem Anspruch auf Einheit und nicht mit der Aufforderung des Aushandelns von Differenzen verbunden. Für das postmoderne Subjekt bedeutet diese Position – im Anschluss an Viktor Frankl – nicht weiterhin zu fragen »Was erwarte ich vom Leben?«, sondern »Was erwartet das Leben von mir?«

Die o.g. Modelle zeigen, wie Kohärenz strategisch erreicht werden kann. Kohärente Erzählungen sind demnach weder unmöglich noch utopisch.

Sie sind, wenn sie (tendenziell) erreicht werden, komplex, schnell in ihrer Reaktion und stimmig in ihrer Präsentation. Allerdings sind sie immer dispositional, weil sie nur mit der nötigen Unterstützung gesellschaftlicher Angebote realisierbar sind und zudem, wie die älteren Konzepte auch, von Plausibilität, Lesbarkeit und Anerkennung abhängig sind. Grundlegend muss jedoch herausgestellt werden, dass Kohärenz gegenwärtig nur noch »situativ erlebbar« (Kraus a.a.O., S. 235) ist.

Sichtet man die Literatur zum Diskurs, fällt zudem auf, dass Konzepte, die sich begrifflich an der »Einheit« abarbeiten, eher zu negativen Diagnosen neigen, als Konzepte, die sich wie Kraus am Aspekt der »Stimmigkeit« orientieren. Einheit ist für ein »multiples Subjekt« eben schwerer zu erreichen, als Authentizität, die im Sinne einer »patchwork« auch mit »bunten« Konstruktionen gelingen kann.

Zwischenbilanz

Identität wurde voranstehend als konstruktiver und kreativer Prozess skizziert. Allerdings auch als Prozess, der aufgrund der widersprüchlichen gesellschaftlichen Narrationsangebote als problematischer begriffen werden muss. Was bei Hegel noch wie die Aufforderung zu einer abenteuerlichen Reise klingt – »Der Widerspruch aber ist die Wurzel aller Bewegung und Lebendigkeit; nur insofern etwas in sich selbst Widerspruch hat, bewegt es sich, hat Trieb und Tätigkeit« (Hegel 1969/1813-1816, S. 75) – ist für die Subjekte der Gegenwart bereits mit der Disposition für die »chronische Identitätskrankheit« (Ehrenberg 2004, S. 198) Depression verbunden.

Anstelle einer Definition von Identität, sei hier resümierend für das erste Kapitel Meuters Versuch angeführt, ihre wesentlichen Strukturmerkmale in einer verweisenden Geste zu fassen:

»Identität lässt sich [...] nur verstehen, wenn man zugleich auf Begriffe wie Sinn, Prozessualität, *poiesis*, Strukturbildung, Symbolisierung, Narrativität und Individualität verweist« (Meuter 1995, S. 245).